

# Vo zweune Aschter

Autor(en): **Balmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 51

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646985>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rinnen steht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat". Das wahre Weihnachtsfeiern ist immer ein Hinnehmen der göttlichen Liebe, die zu uns gekommen und uns erareißend fundamentiert, daß Liebe Hingabe, Entäußerung, Opfer ist. Aber nur der hat Weihnacht bearriffen und recht gefeiert, der nun, von der ewigen Liebe selbst gelehrt, selbst in die Wege der Hingabe tritt, bereit ist, auch seinerseits sich herniederzuneigen und Wege dienender Demut zu schreiten. Drum wird auf jeder wahren Weihnachtsfeier bei allem heiligen und hellen Glück doch auch immer die Weihe eines tiefen Ernstes ruhen. Nicht umsonst heißt sie die heilige Nacht.

In diesen Weihnachtstagen wird ringsumber wieder das gewaltige Weihnachtslied gesungen, dem unser schweizerischer Länemeister Hans Georg Nägeli seine majestätische Schönheit gegeben. In diesem Liede steht ein Vers, der vielleicht am meisten gesungen wird, und der doch von besonderem Reichtum ist:

„Er heiligt seine Brüder und stärkt sie wunderbar,  
er brüht die Unschuld wieder, die längst verloren war,  
der Tugend Bahn zu wachen, macht er sein Volk geschickt,  
daß Gott mit Wohlgefallen auf unsere Erde blickt.“

Das ist Erkenntnis des tiefen Sinns und Ziels der wahren Weihnachtsgabe, des Kommens Christi. Er ist in die Welt hineinetreten, um Menschen aus der Welt herauszuretten, Menschen, die sich nicht in den Taumel des Irdischen hineinzwängen lassen. Er nimmt sie mit hinein in seine Lebensrichtung und -bemeinung. Er löst sie aus Bindungen und Verstrickungen, nicht um eine abgeforderte Eliteschar zu bilden, sondern um sie aereinigt und gottgeeignet der Welt zurückzugeben, zum Überwinden, nicht zum Ueberwundenwerden. Menschen, die es wagen, anders zu sein als die übrigen; denn nur das Anderssein rettet, am Gleichsein und Gleichseinwohnen, an den Kompromissen und Konzessionen ist die Welt zu Tod erkrankt. Er stärkt sie: denn dieses Kind von Bethlehem ist zum Inbegriff der Stärke geworden, zum Träger höchster Kraft. Er schafft das Wunder, daß schwache Menschen können: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; in der Schwachheit vollendet sich die Kraft. Und dieser Stärke „bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war.“ Sein lichtklares, arundreines Wesen ist wie der tiefe, reine See, in dem die Menschheit ihr getrübbtes Bild und Wesen schaut, der aber zugleich die Schuld in seine verschwiegene, stille Tiefe aufnimmt. Drum läßt Venau seinen Savonarola in seiner Weihnachtspredigt sagen:

Und wenn du nachts am Waldesquelle dein sinnend Haupt wehmütig senkst  
und bei der klaren Silberwelle an deinen trüben Wandel denkst,  
Was kann die Trauer dir bezwingen im stillen Wald,  
am Quell, so klar?  
Was hörst du aus den Wassern singen für Lieder, tröstend wunderbar?  
Was hat den Balsam deiner Wunde und deinem Schmerz Ruhe gebracht?  
Es ist die süße Friedenskünde aus einer längstvergangnen Nacht.

Aber der, der in dieser längstvergangnen Nacht gekommen ist, läßt einen Unschuldszustand nicht nur für den Einzelnen, auch für die gesamte Menschheit hoffen. Er weist voraus in eine Zeit, da Gott wieder „mit Wohlgefallen auf seine Erde blickt“. Durch ihn werden wir Wartende, Hoffende.

Wer die Gabe und die Verheißung dieser heiligen Nacht, der Weihenacht, mit seiner Seele erariffen hat, der hat die Weihe für sein Leben empfangen. Wie manche Weihenacht wird gefeiert, die Herz und Wesen weihelos läßt. Aber gerade nach Weihe des Wesens verlangen wir. Vor hundert Jahren nannte man es Menschenwürde, was man als Adel

und Erziehungsziel ersehnte, aber es war doch im Grunde noch eine verfeinerte Blüte der Izkultur, was damit erstrebt und erreicht war. Dann nannte man es Persönlichkeit; aber es lag auch in diesem Persönlichkeitskultus noch viel gefährliches Beharren auf unerlöstem Wesen. Laßt uns aus heiliger Weihenacht das Wort Weihe erfassen und festhalten. Haben nicht alle, die sich vor seiner Krone gebeugt, eine ganz neue Weihe ihres Wesens, ihres Willens, ihres Standes, ihres Berufes erlebt? Einst haben als Erste stille Hirten von Judäa vor ihm gekniet, als hätten sie gewußt, daß er einst ihren Hirtenberuf in einziartiger Weihe weihen würde. Und er hat ihn mit höchstem Adel gekrönt, als er sein Leben hingab für seine Herde. Es haben Weihe ihm gehuldet, weil sie gewußt, daß er die Weisheit im höchsten Sinne adeln werde. Die fromme Legende nennt sie Könige, die ihm von ferne ihre Geschenke gebracht, und es kam die Zeit, da er den Königsberuf mit höchster Weihe krönte, als er sein still'es Königtum des Dienens begann. Er weiht noch jetzt jeden Stand und Beruf mit einziartiger Weihe. Er schenkt dem Künstler reinste Inspirationen, weist dem Erzieher edelstes Erziehungsziel, er taucht des Arbeiters schlichtes Werk in Ewigkeitsbedeutung, er, dessen Hände selbst das Werkzeug trugen. Er weiht des Arztes ersten Beruf mit der tiefsten Erkenntnis alles wahren Helfens: „fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“. Er weiht das Wirken des Dieners der Rechte; denn er will, wie die Schrift vom Messias sagt, „das Recht wahrhaftig halten lehren“. Er tritt vor den Forscher alter und neuer Sprache, der den innerlichsten Klang und Ton überhören will, mit der großen, dringlichen Lebensfrage: „Warum versteht ihr meine Sprache nicht?“ und läßt den Jünger der Gottesgelehrtheit spüren, daß in ihm alle Verheißungen ja und amen geworden sind.

So weiht er unser Wesen und Wirken. Nicht „Eingeweihete“ sollen wir werden, wie es jetzt viele wieder werden wollen, nicht Eingeweihete mit tausend Geheimnissen, die man ängstlich vor den andern verbergen muß, nein, aber Eingeweihete mit einem einzigen Geheimnis, das aber genügt zum Leben und zum Streben und von dem die Bibel sagt: Ründlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist offenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschieren den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

### Weihnachtshoffnung.

Wer horcht nicht bang in dieser Zeit?  
In dunklen Weltgewittern grollt  
Und flammt der unglückselige Streit  
Um Brot und Freiheit, Macht und Gold.  
Die Hoffnung bleibt: Es wird einmal  
Die letzte Selbstsucht von uns geh'n,  
Und unter'm Weihnachtskerzenstrahl  
Wird jedes Herz in Blüte steh'n!

H. Thurow.

### Vo zweine Wächter.

Von Emil Balmer, Bärn.

Vor der Stadt uße, inere alte Chüsgrube inne sy ufemene Ghüderhuufe zweu halbverblüeti Wächter gläge, es wäses un es rots. Halb dür u kumpelig sy ne d'Wetter abeghanget, aber mi het doch gseh, daß es einisch prächtig schöni Blüeme müeße gsi sy.

„D, jere, jere, müeß i jeh scho stärke!“ jammeret ds roten Wächter. Ds andere, wo e Biß dervo ewägg glägen isch, ghörts u luegt ume: „Wo bisch du ufgewachse, du chunnisch mer eso b'hönig vor,“ seits zum rote.

„E, vomme große, schöne Garte dert am Bärge äne  
chumen i, mi leit ihm ds Paradisli.“



E. Bächstein: Weihnachtsskizze.

„Das han i doch grad dankt“, seit ds Wyhe, „i chume  
ja o vo dert; es het mi doch de no düecht, mir sygi der  
vorder Zynchtig zsäme i d'Stadt gfare. Uesi Frou het  
is g'Märit gfuehrt uf e Parlamäntsplaz. Daß mir jeh  
da grad wider müesse zsäme cho, jeh bricht, wi isch es der  
gange!“ — — — — — Ds rote Mschter het syz Chöppli müehsam  
ufgha u sedh wider e chlei chymt u afa rede: „Also, chuum  
sy mer uf em Märkt gsi, chumt e Händler u houft mi.  
Du bin i ine große, prächtige Laden yne cho, wi-n-i no  
myr Läblich kene gseh ha; dert het me mi zwäg gmacht,  
e Draht um my Lnh ume trädelt u mi mit emene Huufe  
andere Schwöschtere in es wunderbars großes Baze ngstellt.  
Zmitts i anderne schöne Blueme inne bin i du gsi. U  
Lufigi u Lufigi vo Wönsche sy a mer verby u di meischte  
hei mi fründlich agluegt u aglächlet u bewunderet. „Ah,

wi nätt, lue wi schön, ach wi wundervoll.“ So isch das  
di ganzl Zyt gange. Das het mer de wohl ta, i cha nid  
säge wie, u i ha mi afa uflah u meine. — „Eh, we  
d'och sövel schön bisch gsi, warum het di de niemer  
ghouft“, pängglet jeh ds wyhe derwüsche. — „I bi halt  
vil z'tüür gsi, es het mi niemer vermöge z'houfe u drum  
han i dörfte wyter glänze i däne prächtige Spiegle. Em  
Abe sy mer de alli rot u grünen belüchtet worde, alls isch  
vor is zueche still gstanne u het is agstuonet — Oh, wi  
isch das albe schön gsi — gwüh, gwüh chan es im Hime  
obe nid schöner sy, nei gwüh nid — — — —“

„Jä nu“, het jeh ds wyhe agfange, „da han i de  
richtig scho weniger z'ruehme. Es het mi lang niemer wölle  
am selbe Zynchtig uf em Märkt, es het gwüh scho zwölft  
glütet am Münstater unne, wo äntlige e Frou cho isch mit  
eme bleiche u chummervolle Gesicht u verpläärete Auge u  
si myner erbarmet het. I ha gseh, daß si mit Müeh ds  
Gäld zsämebracht het für mi z'erhandle. — Si het mi  
heitreit in es armsäligs Stübli vomene Hinterhuus, wo  
nie kei Sunne het häre gschime. Si het mi ine chachel-  
gschirrige Hafe ta u mi vor ds Bettli vo ihrem chrankne  
Chindli gstell. Di ganzl Nacht hei mer zsäme gwachtet,  
di armi Frou un i, bi däm totchrankne Chindli u hei zum  
liebe Gott hättet, är möcht doch das zarte Läbe u der  
Mueter di einzige Freud nid la starbe. U zu allem Wade  
u Bätte het di gueti Frou no gschaffet, het gnäit so sträng  
si het möge, aber mänqisch het si's nid meh geh z'schaffe,  
wil ere d'Auge voll Träne sy gsi. Lang, lang het mi  
ds Chindli mit fieberige Auge agluegt un äntlige, äntlige  
het es drab chöme nschlafe. U wo's am Morge wider  
erwachtet, isch es grettet gsi. I bi nid vom Bett ewägg  
cho. Di gueti Frou het mi pflägt u bhorget grad wi ihres  
chrankne Chinn u si hei beidi zsäme e grüsiligi, grüsiligi  
Freud gha a mer. „Lue“, fahrt ds Wyhe ganz ergeshteret  
wyter, „i ha nid viel gseh i mym Läbe, das nid, aber  
däne Lüt wo mi hei gha, däne bin i öppis gsi, däne han  
i öppis bedütet. — Si hei's nume zguet mit mer gemeint,  
si hei mer z'warm gha u drum bin i chrank worde. Aber  
i ha gseh, wi-n-es di armi Frou het duuret, wo si mi het  
ewägg gleit.“ — „I hätt nid wölle mit der tuusche“,  
seits rote Mschter spiz u laht syner glehnte Blettli no  
einisch im halte Luft ume wirble. — „Smel i bi mer  
gride“, fahrt ds andere wyter, „jeh sy mer ömel am  
glichen Ort gläntet, we d'scho so vil schöner bisch gsi weder  
i u so schuderhaft bisch bewunderet worde.“ — — — — „Ja,  
ja, aber weiß, we du wütsch, wi das schön isch gsi —  
oh, wenn i nume no en einzige Tag zrug chömt i di  
Bracht.“ Druf het ds rote afa weebere.

„Bisch jeh still, mir wei lieber bätte“, seits ds wyhe,  
leit syner schmale Blettli Insi zsäme u empfielt sy Seel  
em liebe Gott. — — — — — Ds rote het no e Chehr gjammeret —  
äntlig wirts o still. Si sy beidi nschlafet für nimmern z'er-  
wache. — Da chumt e Ma mit ere Bänne Schutt u  
schüttet di zue Mschter zue . . . . .

## Rudolf Tribold.

In der Fremde ist der Schweiz ein echter, warmblütiger  
Heimatdichter erstanden. Wir hätten diese Tatsache eigent-  
lich längst schon vermelden sollen. Im Jahre 1911 erschien  
bei A. Franke in Bern Rudolf Tribold's Roman „Zwei  
Dächer“. Es gab da bei allen Freunden der Heimatkunst ein  
erstauntes und freudiges Aufhorchen. Das Buch sah fast  
aus wie ein Programm: Heimatschutz übertragen auf das  
Gebiet der schönen Literatur, aber nicht nur im Stoff, son-  
dern auch in der Darstellung. Die beiden Dächer: das auf  
dem wahrhaftigen altbernischen Bauernhaus in der Fröschegg  
und das verdrückte auf der modischen Villa in der Stadt,  
werden dem Dichter zu Symbolen einer bodenständigen und  
darum echten und achtenswerten und einer umechten, dem